

Literaturpanorama Nr. 4 von Prof. Dr. Rüdiger Bernhardt vom 15. August 2021

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

wir legen Ihnen die 4. Ausgabe des *Literaturpanoramas* vor und würden uns freuen, wenn sie Ihr Interesse fände. Noch mehr angetan wären wir, wenn wir von Ihnen eine Rückmeldung erhalten würden. Von den Bemerkungen zur 3. Ausgabe sind die eines bekannten und erfolgreichen Dresdner Verlegers hervorzuheben, der sich auch mehrerer Publikationen unserer Mitglieder angenommen hat, über die in den nächsten Monaten zu berichten sein wird. Er begrüßte die Publikation; er habe „mehrere Beiträge mit großem Interesse gelesen“ (Heinz F. am 4. August 2021).

Heute sind wiederum auf Anregung von Thorald Meisel, Journalist der *Freien Presse* und Vorstandsmitglied unserer *Vogtländischen Literaturgesellschaft Julius Mosen*, zwei Beiträge in das *Literaturpanorama* Nr. 4 aufgenommen worden. Für Anregungen und Meinungen, Fragen, Wünsche und Hinweise sind wir offen.

Im Folgenden werden Bemerkungen und Notate mitgeteilt zu Hans Pleschinski, Jörg M. Pönnighaus, Matthias Zwarg, Georg Maurer, Alexander Block; Stephan Ernst und Nicolaus Sprangers *Brief von Berggliedern* (beide nach Thorald Meisel),

Aktuelles und Neuerscheinungen

Die Diskussion über das Gendern in der deutschen Sprache, über die hier informiert wurde, ist in den letzten Wochen in Presse und Funk, u.a. im Deutschlandfunk am 30. Juli 2021, weitergeführt worden; die Argumentationen, oft mit Kritik und Ablehnung verbunden, sind zahlreich. Ein umfangreicher Beitrag sticht in seiner witzig satirischen und sprachlich eindrucksvollen Weise so hervor, dass er hier erwähnt werden soll. Er wurde mehrfach genannt und zitiert, u.a. in der sonntäglichen Feuilleton-Presseschau im DLF. – Der Schriftsteller und humoristische Sprachkritiker Zé do Rock (geb. 1956) veröffentlichte den Aufsatz *Von Innen, Unnen und Onnen. Wird die Welt gerechter, wenn man die Sprache umbaut?* ... in der ZEIT vom 5. August 2021, S. 49, (Nr. 32). Er geht von der Textlänge der deutschen Sprache aus und errechnet, dass Deutsch im Verhältnis zu „sämtlichen europäischen Nationalsprachen ... unangefochten die Nummer eins“ bei der Länge sei. Er erklärt das mit mancherlei Besonderheiten, auch der „Vorliebe für bürokratische Sprache“. „Genderisten und Genderistinnen“ sind nun dabei, diese Textlänge zu vergrößern oder durch Zeichen zu ersetzen. Als überzeugendes Beispiel gibt er an: Bauern – Bäuer*innen. Da es aber keinen Bäuer gebe, müsse es geschrieben werden „Ba*ä*uer*innen“. Auf ähnliche Weise analysiert er aktuelle Bemühungen und macht auf ironisch-heitere Weise auf dadurch entstehende Probleme aufmerksam: Warum bekommen Männer z.B. „ein Wort, Frauen gerade noch ein Suffix ...“, während sich die Diversen mit einem mickrigen Sternchen beziehungsweise Rülpsen begnügen müssen?“

Dann widmet er sich der „Wortfrömmigkeit“, die die Welt beherrsche, „wobei die Ersatzwörter selten der Wirklichkeit entsprechen“. So heiße nur einer der Eskimostämme Inuit, so bezeichnet zu werden gefalle „vielen Eskimos und Eskimösen überhaupt nicht“. Ähnlich protestierten Sinti, die Sinti und Zigeuner seien, dagegen, „Sinti und Roma“ genannt zu werden.

Zur Vereinfachung schlägt der Verfasser schließlich vor, die „Innen-Orgie“ und damit das „innen“ abzuschaffen. Dann gebe es die „ganze Suffixerei nicht mehr – wie im Englischen“, zumal alles nicht automatisch zu einer Lösung der sozialen Probleme führe.

Das sind kleine Einblicke in einen durchweg amüsanten, unterhaltsamen und am Ende sehr aufschlussreichen Artikel, den man vollständig lesen sollte. - Auch in dem nachfolgend kurz vorgestellten Roman finden sich Anmerkungen zu „Schwachstellen“ in der deutschen Sprache (S. 27)

Hans Pleschinski *Am Götterbaum* (2021)

Der erfolgreiche Autor hat mehrere Romane über die Größen der deutschen Literatur – darunter mehrere Nobelpreisträger - veröffentlicht, die durchweg Aufmerksamkeit erhalten haben. 2018 erschien Hans Pleschinskis Roman *Wiesenstein*: Er widmete sich Gerhart Hauptmanns letztem Lebensabschnitt vom Bombenangriff auf Dresden im Februar 1945 bis zum Tod im Juni 1946. Gut geschrieben und informativ hielt das Buch Gerhart Hauptmanns Werk und Namen lebendig. Doch war es mehr: Es ist ein Buch gegen den Krieg, aus dem die Angst vor drohenden Wiederholungen spricht; es wirkt wie eine notwendige Warnung. Die entsteht nicht zuerst aus dem Thema sondern aus dem zeitgenössischen Umfeld, wozu Augenzeugen mit ihren „Szenen des Grauens“, nach Pleschinski in einem Interview, herangezogen wurden. Gerhart Hauptmann wurde 1912 Nobelpreisträger.*

Der neue Roman ist von anderer Art: Er ist heiter, mit ironischen Zügen, leicht und bietet einiges Satirische bis hin zum Spiel mit berühmten Titeln: So ist von den „Späten Tagen der Menschheit“ (5) die Rede, erinnernd an den berühmten Titel *Die letzten Tage der Menschheit* von Karl Kraus. - Die literarische Hauptgestalt, um die es geht, ist Paul Heyse, 1910 der erste deutsche Nobelpreisträger für Literatur. Seiner Münchener Villa, der Heyse-Villa, seit 1874 Treffpunkt der damaligen Schriftstellerelite, widmen sich drei Frauen: die Stadträtin Antonia Silberstein, die Schriftstellerin Ortrud Vandervelt und die Bibliothekarin Theresa Flößer. Aus der Villa möchte die Stadträtin ein Kulturzentrum machen, mit dem München mit Berlin konkurrieren kann. Dass es dabei auch um Heyse gehen muss, der sich in der Nachfolge Goethes sah, ist anfangs nebenbei das Thema, denn die wenig erfolgreiche Schriftstellerin, die im Grunde nur von sich überzeugt ist, hält gar nichts von ihm: Seine Dichtung sei „Plunder“ und „ghaselischer Quark“. Es geht um einen „historischen Abend“ (15). In diesem Umfeld beschreibt der Verfasser eine weithin zerrüttete und belanglose deutsche Kulturlandschaft, die von Performance u.a. Kunstersatz lebt.

Pleschinskis Verdienst ist es, Heyse wieder einem größeren Publikum vorzustellen. Vergessen war er nie, wie manche Rezensenten glauben machen wollen. Manche seiner Novellen – *Andrea Delfin* - wurden bis in die jüngere Vergangenheit veröffentlicht. Manches von ihm wollte man sicherlich nicht zur Kenntnis nehmen oder es wurde mit der Arroganz der aufgesetzten Intelligenz einer Frau Vandervelt verdrängt. So war Heyse bereits 1873 von frühen Werken Henrik Ibsens – im Roman als Gast und mit seiner *Nora oder Ein Puppenheim* erwähnt - begeistert, als der in Deutschland noch unbekannt war, Heyse stand mit dem seinerzeit berühmten dänischen Literaturwissenschaftler Georg Brandes in einem zeitkritisch aufschlussreichem Briefwechsel**. Otto Brahm, Zeitgenosse und berühmter Regisseur, bescheinigte ihm 1882, in der Frühzeit der naturalistischen Bewegung, sogar eine Wendung zur Moderne nach 1871, die sich z. B. in seiner Haltung zur Frauenemanzipation niedergeschlagen habe. Andere aktuelle Themen stellen sich bei der überraschenden Lösung des Vorgangs ein, die nicht vorweggenommen werden soll. Sie besteht nicht darin, dass in dem Heyse-Haus, das zum Heyse-Zentrum ausgebaut werden soll, eine rege künstlerisch tätige Familie lebt, die Heyse bereits ehrt, sondern an völlig anderer Stelle ein ganz anderes Heyse-Zentrum entstehen soll.

Hans Pleschinski: *Am Götterbaum*. Roman. München: Verlag C. H. Beck oHG 2021, 280 S.

*Vgl. Rüdiger Bernhardt: *Sich nicht entscheiden können*. Hans Pleschinskis Roman *Wiesenstein* über Gerhart Hauptmann. In: *unsere zeit* vom 11. Mai 2018, S.11

**Vgl. Rüdiger Bernhardt: *Henrik Ibsen und die Deutschen*. Berlin: Henschelverlag 1989, S. 188 ff. u.ö.

Jörg Martin Pönnighaus *Auf der Suche nach der unendlichen Zeit. Gedichte aus der Sahara* (2021)

Unser Mitglied der Vogtländischen Literaturgesellschaft hat einen weiteren Gedichtband veröffentlicht. Der Dichter (geb. 1947), der als Arzt viele Jahre in Afrika, Indien u.a. Gebieten in vielfältiger Weise und auch als Klinikleiter arbeitete, war mit Bekannten und Tochter nach Algerien aufgebrochen und in der Sahara unterwegs. Die äußeren Umstände, von denen der Leser allerdings nur wenig erfährt, waren teils abenteuerlich. Aber neben wenigen Sachinformationen zu Reise und Aufenthalt steht das lyrische Ich im Zentrum des Interesses: Es steht im Banne der Einsamkeit der Wüste, die ihm anfangs als „zerklüftete Felsen“ und „fahler fein geriffelter Sand“ als großes Bild begegnet. Die Landschaft lässt den erlebenden Dichter mehr und mehr verstummen; nur wenige Worte bleiben ihm, die Sätze werden kürzer, die Bilder zugespitzter, viele Farben, manche Formen werden genannt. Was anfangs eintönig erscheint wird zu einer eigenen Welt und zum Farben- und Lichterspiel voller Schönheit, was zuerst bedrohlich klingt – Felsen wie „Hände eines Skeletts“ – wird zum Zeichen der Dauer der lebendigen Natur, die überall begegnet, beeindruckt und gestaltet und den Menschen seine Vergänglichkeit und Dauer fühlen lässt. Der Betrachter wird dieser Natur und ihren riesigen Bildern gegenüber schweigsam, in die Betrachtung von Höhlenbildern versunken, die menschliche Schicksale dokumentieren, von einem Priester geführt „eine Gruppe Toter ins Totenreich“. Allmählich nähert sich der Leser mit dem Autor dem weltliterarischen Vorbild, das im Titel anklingt. Aus Marcel Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* (s. *Literaturpanorama* Nr. 3) wurde die „Suche nach der unendlichen Zeit“. – Statuarisch wirkende Landschaften reihen sich – „Vielleicht / alle tausend Jahre / fällt ein Stein“ -, in denen der Mensch hilflos und verlassen wirkt. Der Dichter gerät sprachlich in die Nähe zu Hölderlins *Hyperions Schicksalslied* und scheint das Schicksal anzunehmen, um seiner Hilflosigkeit zu begegnen. Dass Evolutionstheorie und Religion miteinander in Spannung geraten ist begreiflich, dass menschliche Leistungen und Größe der Natur sich in Widersprüche verwickeln und das Ich ratlos zurücklassen ist die Folge. Immer wieder berichten Felsen- und Höhlenbilder von Geschichte. Dem Ich wird die Ewigkeit so zur gelebten, erlebten Zeit, aus der es in die karge Wirklichkeit zurückkehrt: „Wasser musste mitgeführt werden. Trinkwasser in Plastikflaschen, Waschwasser in Kanistern.... Viel Staat war damit nicht zu machen.“

Jörg M. Pönnighaus: Auf der Suche nach der unendlichen Zeit. Gedichte aus der Sahara. Oberhausen: ATHENA-Verlag 2021, 70 S.

Matthias Zwarg: *Poesiealbum 363* (2021)

Die in der DDR von dem Dichter Bernd Jentzsch (geb. 1940 in Plauen) begründete Lyrikreihe *Poesiealbum*, von 1967 bis 1990/91, wirbt seit mehr als einem halben Jahrhundert für deutsche und ausländische Dichter; sie wird seit 2007 weitergeführt. – Dr. Klaus Walther (geb. 1937), der sich um die Verbreitung der deutschen, besonders auch der sächsischen Literatur verdient gemacht hat als Mitgestalter, Herausgeber, Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler, hat einen Band mit Texten des Lyrikers Matthias Zwarg (geb. 1958) zusammengestellt. Aufmerksame Leser werden den Namen durch seine verständnisvoll erklärenden Artikel in der *Freien Presse*, vor allem zur bildenden Kunst, aber auch zur Literatur kennen. Bemerkenswert in dem Band ist, dass neben der Auswahl aus veröffentlichten Bänden Zwargs mehrere Gedichte hier erstveröffentlicht werden, darunter auch das eindrucksvoll den Band beschließende „Kommt rein, bei uns ist ‘s warm“; für Zwargs Dichtung ist es bezeichnend: In schlichten Strophen mit einprägsamen Reimen werden Hoffnungen und Enttäuschungen gefasst, ohne großen Aufwand, dafür Wichtiges nennend: „Wir haben eine Neubauwohnung / Die ist älter als unsere Kinder / Damals war es die größte Belohnung / Wir froren nie mehr im Winter.“ Eine große soziale Leistung, erreicht auf den Trümmern des Zweiten Weltkrieges, wird ins einfache Wort verdichtet und bleibt bis in die Gegenwart bewusst, geradezu leitmotivartig durchzieht die Suche nach Wärme Zwargs

Texte: Das Gedicht schließt: „Und würden gern noch einmal sagen: / Kommt rein, bei uns ist's warm.“ Da klingen auch Verluste an, die die Glitzerwelt von heute mitgebracht hat. Zwarg's Gedichte meiden Banales und Stereotype und zertrümmern beides, wenn es droht, wie auch den Reim, wenn er abgenutzt erscheint. Dann wird auch der sonst bei ihm übliche Reim samt Rhythmus gestört wie in Strophen des schönen Gedichts „Möge dich ...“: „Mag dein Himmel, deine Erde / Groß genug für alle sein / Mag am Ende jemand sagen: / Weil du da warst, war ich nicht allein.“

Matthias Zwarg: Poesiealbum 363. Auswahl: Klaus Walther, Wilhelmshorst: Märkischer Verlag 2021, 32 S.

Jubiläen und Gedenktage

Der bedeutende und einflussreiche Lyriker und Lyriktheoretiker Georg Maurer starb am 4. August vor 50 Jahren

Kaum bemerkt ist dieser Todestag an der Öffentlichkeit vorübergegangen. Das ist bezeichnend, denn Georg Maurer hatte nach eigenen bedrückenden Erfahrungen in der Jugend, zu denen Schicksalsgläubigkeit und Selbstentfremdung gehörten, zu einem Weltbild gefunden, das mit sozialistischen Weltansichten ebenso in Übereinstimmung gebracht werden konnte wie mit der aufklärerischen Position von Gleichheit und Brüderlichkeit. - Maurer wurde in der Familie eines Lehrers und Musikers 1907 in Sächsisch-Regen (Siebenbürgen) geboren, lebte seit 1911 in Bukarest und kam 1926 zum Studium nach Leipzig und Berlin. 1933 brach er das Studium ab und wurde freier Mitarbeiter der *Neuen Leipziger Zeitung*. Nach Militärdienst in Rumänien und Gefangenschaft in der Sowjetunion kehrte er 1945 nach Leipzig zurück. – Die Nachkriegszeit ließ ihn auf Grund seiner Erfahrung eine Dichtungskonzeption entwickeln, die von großem Einfluss für die nächste Dichtergeneration und ihre führenden Dichter wie Volker Braun, Rainer Kirsch, Karl Mickel u.a. wurde – für die der ironisch akzentuierte Begriff *Sächsische Dichterschule* verwendet wurde -, aber ihn auch zum bewunderten und gefeierten Lehrer, Professor und Direktor am Literaturinstitut *Johannes R. Becher* werden ließ. „Arbeit“ bekam für ihn die Qualität von befreiter Arbeit, aus der die Begeisterung für die Gestaltung des Lebens, für die Gestaltung der Heimat und das Hohelied der Liebe gespeist wurden. Darin sah er eine neue Moderne. Nebenbei schuf er ein großartiges und umfangreiches lyrisches Werk. Berühmt wurde sein *Dreistrophenkalendar* (1961):

August

Vom langen Lümmeln dampfte der August,
bläst Kühlung über seine rotgewordne Brust.
Die Schnitterarbeit, die ihm nicht gefällt,
will er nicht sehn – und trittet übers Stoppelfeld.

Er legt in eine Kuhle sich hinein,
bedeckt dann ganz mit Sand das eine Bein
und redet einer dummen Feldmaus vor,
er sei ein Einbein, weil er's andere verlor.

Die gute Feldmaus rollt ihm Körner zu.
Die malmt er auf dem Backenzahn voll Ruh
und hält ein Bein, als wär es nicht, versteckt –
und bleibt die ganze Schnitterzeit so hingestreckt.

Anlässlich des 70. Geburtstages von Maurer erschien 1977 ein Heft der *NDL (Neue Deutsche Literatur 1977, Heft 8)*, das sich durchweg, ausgehend von der Dichtung Maurers und seiner Wirkung auf die Lyrik, der Natur-, Landschafts- und Reisedichtung annahm*: Heinz Czechowski, Manfred Streubel, Peter Gosse, Adolf Endler u.a. wurden in seiner Tradition gesehen, die in diesem Falle nach verlorenen Orientierungen 1945 Weltaneignung war. Ein Nachfolger wurde bei dem Thema Heimat Karl Mickel. Sein Gedicht *Odysseus in Ithaka*, erstmals gedruckt in der an Dante erinnernden Sammlung *Vita nova mea* (1965) und dann aufgenommen in das Stück *Nausikaa* (1968), widmete er Georg Maurer. Das bedeutete sowohl Verehrung und Übereinstimmung als auch Spannung und Abstoßen von dem einflussreichen Dichter, der eine Schule von Schriftstellern geschaffen hatte, die sich auch der Landschafts- und Reisedichtung widmete. Der entscheidende Unterschied zu Maurer, der ebenfalls ein Odysseus-Gedicht geschrieben hatte – *Hausherr Odysseus*, in: *Gestalten der Liebe* -, bestand darin, dass Maurer für den „Hausherrn“ Odysseus als Ziel eine Heimat vorsah, in der selbst die Götter vermenschlicht werden. Mickels Widerspruch richtete sich gegen die damit verbundene Beschränkung; er sah den Sinn des Unterwegsseins, des Reisens im Tätigsein und im Erkenntnisstreben des Menschen, das keine Endgültigkeit kenne. Vielleicht ist Maurers umfassender Einfluss auf die bedeutende Lyrik der späten DDR einer der Gründe, seine Jubiläen zu „übersehen“.

*Vgl. Rüdiger Bernhardt: *Reisen - Unterwegs sein. Lyrik vom Barock bis zur Gegenwart*. Hollfeld 2019, S. 193

Der Schriftsteller und bedeutende Herausgeber Walther Victor (1895-1971) starb am 19. August vor 50 Jahren

Ihm, dessen Eltern im KZ Theresienstadt umkamen, ergeht es wie Georg Maurer: Der produktive Schriftsteller wurde nirgends, soweit ich sehe, anlässlich dieses Todestages bedacht, obwohl seine literarischen Leistungen bedeutend und umfangreich waren. Er war als Kulturpolitiker, Journalist und Förderer junger Schriftsteller von herausragender Bedeutung und für die Verbreitung der bedeutsamen Autoren der Weltliteratur. In der deutschen Literatur- und Verlagsgeschichte gibt es nur wenige Männer seiner Bedeutung. – Er schuf als Herausgeber der *Lesebücher für unsere Zeit* (Volkslesebücher) eine der bedeutendsten literarischen Sammlungen des 20. Jahrhunderts. Vereinigt wurden darin bedeutende deutsche Dichter – teils in Sammlungen wie *Sturm und Drang, 1813* und *Die Achtundvierziger* – mit ausländischen Autoren wie Belinski, Diderot, Gogol und Gorki, Mickiewicz und Petöfi, Puschkin und Shakespeare, Swift und Tolstoi und anderen. Victor gab selbst neun Bände heraus, darunter Goethe, Heine und Lessing. Die Bände waren im gleichen Umfang von ca. 400 S., mit einheitlicher Ausstattung und Anlage in hervorragender Aufmachung (Ganzleinen und Lesebändchen) und versehen mit Biografie, tabellarischem Zeit- und Lebenslauf, Werkauszüge, Briefen und Bildmaterial, dazu preiswert (6,50 M). Begonnen hatte es 1950 mit den Bänden zu *Heine* und *Goethe*, der Heine-Band hatte bis 1954 bereits eine Verbreitung von 100.000 Exemplaren, ähnlich auch die anderen Bände. Im gleichen Jahr erlebte der *Büchner*-Band seine Veröffentlichung, hrsg. von A. M. Uhlmann, der einer frühen Gesamtausgabe glich. Später wurde die Reihe fortgesetzt, z. B. mit dem von Walther Victor selbst herausgegebenem *Bredel*-Lesebuch (1966). Insgesamt erschienen ca. 40 Bände, die heute eines der kostbarsten Kompendien der deutschen und internationalen Literatur darstellen. Sich dankbar an Walther Victor zu erinnern gehört zur Pflicht eines literaturinteressierten und der Tradition verpflichteten deutschen Lesers.

Alexander Block (1921) - 100. Todestag am 7. August

Auch dem 100. Todestag des russisch-sowjetischen Lyrikers Alexander Block (1880-1921) schenkten Presse und Öffentlichkeit keine größere Aufmerksamkeit und das, obwohl er einer der bedeutendsten Dichter der Moderne und von Weltbedeutung ist. Bei seinem frühen Tod sah ihn Majakowski an der Schwelle zu der „Poesie der Zukunft“. In einem Informationszettel, der 1970 einer schönen zweisprachigen Auswahl-Ausgabe des Dichters (*Schneegesicht*, Berlin. Volk und Welt) beilag, hieß es, er gehöre „zu den größten Dichtern der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts“. - Er stammte aus einer hochgebildeten aristokratischen Familie, die vielfältige, auch literarische Beziehungen hatte, nahm eine komplizierte weltanschauliche Entwicklung, wurde ein führender Symbolist – mit dem Ziel, den Sinn der Dinge und Ereignisse bis ins Innerste zu erfassen und vorzustellen -, für den mehr das Fühlen als das rationale Durchdringen zur Grundlage der Dichtung wurde.

Die Stadt schläft in Nebelschaden,
Die Laternen flackern sacht ...
Weit hinter den Newa-Gestaden
Glüht mir das Ende der Nacht.
In diesen fernen, noch schwachen
Gespiegel des tagenden Lichts
Verbirgt sich das Erwachen
Trübtrister Tage für mich ...
23. August 1899

Für seine Lyrik sollte man um manche Vorstellung der Jahrhundertwende wissen, so z.B. um des Norwegers Henrik Ibsens oft variierte Formel vom „Alles oder Nichts“ aus *Brand* und anderen Werken, die sich bei Block niederschlug in der Maxime: „Es lohnt nur dann zu leben, wenn man übermäßige Forderungen an das Leben stellt: alles oder nichts.“ Auch wurde mit Block eine Tradition auf ihren Höhepunkt geführt, die mit Puschkin begonnen hatte. Block führte diese Traditionen in Zeit der Oktoberrevolution – der er sein berühmtes Poem *Die Zwölf* widmete - und damit eine neue historische Möglichkeit am Horizont erschien, die Block begrüßte und durch den Beginn einer neuartigen „Fabrik-Literatur“ ergänzte, die sich in Majakowskis Dichtungen fortsetzte. Der sah in Blocks Dichtung den Gegensatz von geradezu emotionalem Revolutionsverständnis und sozial-politischer Wirklichkeit; beides habe er „phantastisch in eins gebannt in seiner Dichtung *Die Zwölf*“ (Majakowski). Das Poem präsentiert Augenblicksbilder aus dem Petersburger Winter 1917/18:

11
Kein Name ist ihnen heilig.
Sie sind zu allem bereit.
Zwölf Männer marschieren eilig.
Die zwölf ohne Mitleid und Leid.

Ihre zwölf Gewehre zielen
Auf den unsichtbaren Feind.
Seht, wie sie nach Gassen schießen,
Wo das Schneegestöber greint,
Wo die weichen Schneeweihn blinken,
Wo die Stiefel tief versinken.

Den Blick entfacht
Die rote Fahne,
Der Marschritt kracht

Auf ihre Bahnen.

Der Feind erwacht
In bösem Ahnen.
Und des Schneesturms Flockenjagd
Stäubt ins Auge
Tag und Nacht.

Vorwärts, vorwärts! Angetreten,
Ihr Proleten!

Beim Schreiben des Poems *Die Zwölf*, das sein Werk beschloss, vernahm Block, wie er schrieb, „ein strömendes Rauschen (wahrscheinlich vom Zusammenbruch der alten Welt)“. Es war gleichzeitig der Beginn einer „neuen Form der epischen Poesie“ (Fritz Mierau, 1934-2018, einer der besten Kenner Blocks).

Stephan Ernst (70. Geburtstag, geboren am 12. August 1951)

Der Klingenthaler Stephan Ernst konnte am 12. August seinen 70. Geburtstag begehen. Von 1976 bis 1979 studierte der gebürtige Falkensteiner am Literaturinstitut „Johannes R. Becher“ in Leipzig.* Nach Veröffentlichungen in Anthologien erschien 1988 in der Reihe *Kleine Edition* beim Mitteldeutschen Verlag Halle-Leipzig *Die siebende Reise* mit Reiseerlebnissen aus dem Donaudelta. Ernst, der seit 1990 auch Redakteur der Zeitschrift des Verbandes Sächsischer Ornithologen ist, veröffentlichte 2011 ein Buch über das Duppauer Gebirge in Westböhmen und 2015 ein weiteres über seine Forschungsreisen durch den Altai. In Arbeit hat er gegenwärtig ein Buch mit Reiseberichten aus der Zeit vor der politischen Wende im Herbst 1989 in der DDR.

*Über seine Studienzeit und durchgestandene Auseinandersetzungen an diesem Institut ist einiges nachzulesen in: Isabelle Lehn, Sascha Macht und Katja Stopka: Schreiben lernen im Sozialismus. Göttingen 2018, S. 417, 424, 441 f., 475

Marginalien

Verschollen

ist vermutlich das wohl älteste literarische Zeugnis eines Klingenthalers: *Brief von Bergliedern*, gedruckt 1704 bei Halle in Plauen. Autor war der Pfarrer Nicolaus Spranger (1661 Unterwürschnitz – 1733 Klingenthal). Spranger war 1695 nach Klingenthal gekommen und wurde besonders vom Berghauptmann Christoph Carl von Boxberg aus Untersachsenberg gefördert. Er nahm in seinen Predigten sehr oft Bezug auf den Bergbau und die Hammerwerksindustrie des oberen Vogtlandes. Sein Buch enthält unter anderem die Bergpredigt als Nachruf für seinen 1699 verstorbenen Gönner. Vom *Brief von Bergliedern* waren zuletzt 1930 zwei Exemplare bekannt – eines beim Verein für Altertumsforschung in Plauen, ein weiteres in Privatbesitz in Klingenthal. In beiden Fällen ist über den Verbleib nichts bekannt.